



PETER BIERI

*Eine Art  
zu leben*

*Über  
die Vielfalt  
menschlicher  
Würde*

HANSER



Hanser E-Book

Peter Bieri

Eine Art zu leben

*Über die Vielfalt  
menschlicher Würde*

Carl Hanser Verlag

ISBN 978-3-446-24440-5

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2013

Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere  
Informationen finden Sie unter: [www.hanser-  
literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf  
[www.facebook.com/HanserLiteraturverlage](http://www.facebook.com/HanserLiteraturverlage) oder folgen Sie  
uns auf Twitter: [www.twitter.com/hanserliteratur](http://www.twitter.com/hanserliteratur)

Datenkonvertierung E-Book:  
Kreutzfeldt digital, Hamburg

A dignidade não é uma coisa, mas muitas. O que importa é compreender como, na vida de um ser humano, estas muitas coisas se relacionam entre si. Se uma pessoa tenta dizer o que dela julga perceber, torna-se, involuntariamente, alguém que traça um extenso mapa da existência humana. A falta de modéstia que isto implica é inevitável, e portanto, assim espero, pode ser perdoada.

Pedro Vasco de Almeida Prado  
*Sobre o que é importante*  
Lisboa, 1901

Würde ist nicht eine einzige Sache, sondern viele. Es kommt darauf an zu verstehen, wie diese vielen Sachen im Leben eines Menschen zusammenhängen. Wenn einer zu sagen versucht, was er da zu verstehen glaubt, so wird er, ohne es beabsichtigt zu haben, zu einem, der eine weitläufige Landkarte der menschlichen Existenz zeichnet. Die Unbescheidenheit, die darin liegt, ist unvermeidbar und deshalb, so hoffe ich, verzeihlich.

Pedro Vasco de Almeida Prado  
*Über das, was wichtig ist*  
Lissabon 1901

# Inhalt

## Einleitung: Würde als Lebensform

### 1. Würde als Selbständigkeit

Ein Subjekt sein - Ein Selbstzweck sein - Schlachthöfe -  
Und wenn es freiwillig geschieht? - Demütigung als  
demonstrierte Ohnmacht - Flucht in die innere Festung -  
Rechte haben - Bevormundet werden - Fürsorgliche  
Bevormundung - Respekt vor Fremdem und Engagement  
- Abhängigkeit: bitten und betteln - Um Gefühle betteln -  
Innere Selbständigkeit: denken - Innere Selbständigkeit:  
wollen und entscheiden - Innere Selbständigkeit: Affekte -  
Innere Selbständigkeit: Selbstbild und Zensur -  
Demütigung durch Hörigkeit - Selbständigkeit durch  
Selbsterkenntnis - Eine Therapie brauchen - Würde durch  
Arbeit - Geld

### 2. Würde als Begegnung

Wenn Subjekte sich begegnen - Engagement und  
Distanzierung - Anerkennung - Gleichberechtigung - Zur  
Schau stellen - Lustobjekte - Ware Mensch - Mißachten -  
Reden Sie mit mir! - Auslachen - Nicht verstehen dürfen -  
Manipulieren - Täuschen - Verführen - Überwältigen - Mit

einem Therapeuten arbeiten - Kein Mitleid, bitte! - Wenn Selbständige sich begegnen - Dem Anderen eine offene Zukunft lassen - Würdige Abschiede

### 3. Würde als Achtung vor Intimität

Das zweifache Bedürfnis nach Intimität - Den Blick der Anderen spüren - Was ist ein Makel? - Die Logik der Scham - Beschämung als Demütigung - Würde als überwundene Scham - Der intime Raum - Der innerste Bezirk - Würdevolle Offenbarungen - Würdelose Offenbarungen - Geteilte Intimität - Verratene Intimität als verlorene Würde - Eine Herausforderung: Intimität als mangelnde Courage

### 4. Würde als Wahrhaftigkeit

Andere belügen - Sich selbst belügen - Aufrichtigkeit und ihre Grenzen - Die Dinge beim Namen nennen - Das Gesicht wahren - Dummes Geschwätz

### 5. Würde als Selbstachtung

Würde durch Grenzen - Fließende Selbstbilder - Zerstörte Selbstachtung - Geopferte Selbstachtung - Zerrissene Selbstachtung - Verantwortung für sich selbst

### 6. Würde als moralische Integrität

Selbständige Moral - Moralische Würde - Würde in Schuld und Vergebung - Strafe: Entwicklung statt Vernichtung - Absolute moralische Grenzen?

## 7. Würde als Sinn für das Wichtige

Sinn in einem Leben - Die eigene Stimme - Gleichmut als Sinn für die Proportionen - Vom Ende her gesehen

## 8. Würde als Anerkennung der Endlichkeit

Wenn andere sich verlieren - Ausbruch - Sich selbst verlieren: Auflehnung - Sich selbst verlieren: akzeptierte Reise in die Nacht - Sterben - Sterben lassen - Dem Leben ein Ende setzen - Einem Toten gegenüber

## Literaturhinweise

## Einleitung: Würde als Lebensform

Philosophie, wie ich sie verstehe, ist der Versuch, begriffliches Licht in wichtige Erfahrungen des menschlichen Lebens zu bringen. Um über diese Erfahrungen nachdenken und sprechen zu können, haben wir Begriffe erfunden, die uns in gewöhnlichen Zusammenhängen als etwas Selbstverständliches zur Verfügung stehen. Doch manchmal geschieht es, daß wir genauer wissen möchten, wovon wir eigentlich reden, weil Wichtiges auf dem Spiel steht, sowohl im Verstehen als auch im Handeln. Wenn wir dann einen Schritt hinter die sprachliche Gewohnheit zurücktreten und uns auf den Begriff konzentrieren, stellen wir verwirrt fest, daß uns gar nicht klar war, was wir da die ganze Zeit gesagt hatten. Der Begriff erscheint uns plötzlich fremd und rätselhaft.

So kann es uns mit dem Begriff der *Würde* gehen. Die Würde des Menschen – das ist etwas Wichtiges und etwas, was nicht angetastet werden darf. Doch was ist es eigentlich? Was ist es *genau*? Wenn wir versuchen, hier Klarheit zu gewinnen, können wir zwei verschiedene gedankliche Wege gehen. Der eine ist der Weg, auf dem wir Würde als eine *Eigenschaft* von Menschen auffassen – als etwas, was sie kraft der Tatsache besitzen, daß sie Menschen sind. Es gilt dann, die Natur dieser Eigenschaft zu verstehen. Man wird sie nicht als eine natürliche,

sinnliche Eigenschaft verstehen wollen. Eher als eine außergewöhnliche Art von Eigenschaft, die den Charakter eines *Anrechts* hat: des Anrechts, auf eine bestimmte Art und Weise geachtet und behandelt zu werden. Man würde es als ein Anrecht verstehen, das jedem Menschen innewohnt, das er in sich trägt und das man ihm nicht nehmen kann, ganz gleich, was man ihm an schrecklichen Dingen zufügen mag. Es gibt Lesarten dieses Anrechts, die es auf die Beziehung zu Gott als unserem Schöpfer zurückführen und es aus dieser Beziehung verständlich zu machen suchen.

Ich bin in diesem Buch einen anderen Weg gegangen und habe eine andere Perspektive eingenommen. Die Würde des Menschen, so wie ich sie hier verstehe und bespreche, ist eine bestimmte Art und Weise, ein menschliches Leben zu leben. Sie ist ein Muster des Denkens, Erlebens und Tuns. Diese Würde zu verstehen, heißt, sich dieses Muster begrifflich zu vergegenwärtigen und es gedanklich nachzuzeichnen. Dazu braucht man keinen Blick auf ein metaphysisches Verständnis der Welt. Was man braucht, ist der wache und genaue Blick auf die vielfältigen Erfahrungen, die wir mit dem Begriff der Würde einzufangen suchen. Es geht darum, all diese Erfahrungen in ihren Einzelheiten zu verstehen und sich zu fragen, wie sie zusammenhängen. Es geht darum, den intuitiven Gehalt der Würdeerfahrung auszuschöpfen.

An der Lebensform der Würde kann man drei Dimensionen unterscheiden. Die eine ist die Art, wie ich

von den anderen Menschen behandelt werde. Ich kann von ihnen so behandelt werden, daß meine Würde gewahrt bleibt, und sie können mich so behandeln, daß meine Würde zerstört wird. Hier ist die Würde also etwas, über das andere bestimmen. Um mir diese Dimension zu vergegenwärtigen, habe ich mir die Frage gestellt: Was alles kann man jemandem wegnehmen, wenn man seine Würde zerstören will? Oder auch: Was darf man jemandem auf keinen Fall wegnehmen, wenn man seine Würde schützen will? Auf diese Weise erhält man eine Übersicht über die vielen Facetten der Würde, sofern sie von anderen abhängt, und man kann sich verdeutlichen, wie diese Facetten miteinander verknüpft sind.

Die zweite Dimension betrifft wiederum die anderen Menschen, mit denen ich zusammenlebe. Doch dieses Mal geht es nicht darum, wie sie *mich* behandeln. Es geht darum, wie ich *sie* behandle, und, weiter gefaßt, wie ich zu ihnen stehe: was für eine *Einstellung* ich zu ihnen habe. Es geht darum, wie sie, von mir aus betrachtet, in meinem Leben vorkommen. Jetzt ist die Würde etwas, über das nicht andere bestimmen, sondern ich selbst. Die leitende Frage lautet: Welche Muster des Tuns und Erlebens den anderen gegenüber führt zu der Erfahrung, daß ich mir meine Würde *bewahre*, und mit welchem Tun und Erleben *verspiele* ich sie? In der ersten Dimension liegt die Verantwortung für meine Würde bei den anderen: Es ist ihr Tun, das meine Würde bewahrt oder zerstört. In dieser zweiten Dimension liegt die Verantwortung ganz allein bei

mir: Ich selbst habe es in der Hand, ob mir ein Leben in Würde gelingt oder nicht.

Auch in der dritten Dimension bin ich selbst es, der über meine Würde entscheidet. Es geht um die Art, wie ich zu mir selbst stehe. Die Frage, die man sich stellen muß, lautet: Welche Art, mich selbst zu sehen, zu bewerten und zu behandeln, gibt mir die Erfahrung der Würde? Und wann habe ich das Gefühl, meine Würde durch die Art und Weise zu verspielen, wie ich mich zu mir selbst verhalte?

Wie behandeln mich die anderen? Wie stehe ich zu den anderen? Wie stehe ich zu mir selbst? Drei Fragen, drei Dimensionen der Erfahrung und drei Dimensionen der Analyse. Sie alle fließen im Begriff der Würde zusammen. Das gibt dem Begriff seine besondere *Dichte* und sein besonderes Gewicht. Die drei Dimensionen lassen sich gedanklich klar trennen. In der Erfahrung gewahrter, beschädigter oder verspielter Würde greifen sie ineinander. Erfahrungen, in denen unsere Würde auf dem Spiel steht, besitzen oft diese besondere Komplexität: Die Art, wie wir zu uns selbst stehen, prägt unsere Einstellung zu den anderen, und dieser Zusammenhang prägt die Weise und das Ausmaß, in denen die anderen über unsere Würde bestimmen können. Würde ist eine vielschichtige Erfahrung. Die Schichten überlagern sich manchmal und werden als getrennte Schichten unkenntlich. Es ist die Aufgabe einer begrifflichen Vergegenwärtigung, sie als unterschiedliche Erfahrungen sichtbar zu machen.

Den Verlust unserer Würde erleben wir als ein Unglück im Sinne eines *Makels*. Es ist nicht *irgendein* Makel, an den wir uns gewöhnen und den wir innerlich auf Distanz halten könnten. Neben dem Makel einer großen, untilgbaren Schuld ist es der zweite Makel, der den Willen in Frage stellen kann, das Leben fortzusetzen. Wir haben etwas an unserem Leben verloren, ohne das dieses Leben nicht mehr wert scheint, gelebt zu werden. Der Verlust wirft einen Schatten über das Leben, der es so verdunkelt, daß wir es gar nicht mehr leben, sondern nur noch aushalten könnten. Wir spüren: Damit kann ich nicht weiterleben. Ich wollte herausfinden: Worin besteht dieses hohe Gut der Würde, und was macht den Makel seines Verlusts so bedrohlich?

Das konnte nicht bedeuten, nach einer *Definition* für den Begriff der Würde zu suchen: nach notwendigen und hinreichenden Bedingungen dafür, wann jemand seine Würde wahrt und wann er sie verliert. Das ist es nicht, was wir wissen wollen. Das ist nicht die Genauigkeit und Transparenz, die wir suchen. Was wir im einzelnen verstehen und in der Übersicht erkennen wollen, ist, wie das Geflecht von Erfahrungen beschaffen ist, das wir mit dem Begriff der Würde verknüpfen. Dabei hat mir eine Frage geholfen, die mir um so dringlicher erschien, je länger ich mit dem Sammeln von Erfahrungen unterwegs war: Warum haben wir die Lebensform der Würde *erfunden*? Worauf ist sie eine *Antwort*? Der Gedanke, der sich langsam herausbildete, lautet: Unser Leben als denkende, erlebende und handelnde Wesen ist zerbrechlich

und stets gefährdet – von außen wie von innen. Die Lebensform der Würde ist der Versuch, diese Gefährdung in Schach zu halten. Es gilt, unser stets gefährdetes Leben selbstbewußt zu *bestehen*. Es kommt darauf an, sich von erlittenen Dingen nicht nur fortreißen zu lassen, sondern ihnen mit einer bestimmten *Haltung* zu begegnen, die lautet: *Ich nehme die Herausforderung an*. Die Lebensform der Würde ist deshalb nicht *irgendeine* Lebensform, sondern die existentielle Antwort auf die existentielle Erfahrung der Gefährdung.

Auf diese Weise ist das Buch zu einer Vergewisserung über das menschliche Leben insgesamt geworden – zu einer Antwort auf die Frage: Was ist das eigentlich für ein Leben, das wir da als Menschen leben müssen? Worin bestehen seine Zumutungen? Und wie können wir sie am besten bestehen? Manchmal hat mir dabei eine Metapher geholfen: *Gleichgewicht*. Manche Versuche, Gefährdungen zu trotzen, fühlen sich wie Versuche an, in einem schwierigen Kräftefeld das Gleichgewicht zu bewahren. Das Verlieren und Wiedergewinnen der Würde hat etwas von verlorenem und wiedergewonnenem Gleichgewicht. Eine unwiderruflich verlorene Würde ist ein verlorenes Gleichgewicht, das nie wiederherzustellen ist. Für dieses besondere Gleichgewicht steht der Begriff der Würde. Er ist unverzichtbar. Fehlte er uns, könnten wir etwas Wichtiges an unserer Erfahrung gedanklich nicht fixieren und nicht zur Sprache bringen. Es wäre, als hätten wir einen blinden Fleck im gedanklichen Blickfeld.

Die Lebensform der Würde ist nicht aus einem Guß. Es gibt darin Risse und Sprünge, Unklarheiten und Unstimmigkeiten. Die Würde des Menschen zu verstehen, heißt nicht, diese Unvollkommenheiten zu übertünchen und wegzudeuten. Es heißt, sie anzuerkennen und in ihrer unübersichtlichen Logik aufzuklären. Auch einzelne Erfahrungen der Würde sind nicht immer unzweideutig und bruchlos. Und es gibt Konflikte zwischen verschiedenen Erfahrungen, so daß es zu Dilemmata der Würde kommen kann. Die einzelnen Erfahrungen sind nicht kristallin – Erlebnisse mit glasklaren, scharfen Konturen. Die Intuitionen über gewahrte und verlorene Würde sind oft unscharf und verlaufen an den Rändern, wie Aquarellfarben vor dem Trocknen.

Ich hatte kein Bedürfnis, eine *Theorie* der Würde vorzutragen. Ich bin nicht sicher, daß wir so etwas überhaupt brauchen. Ich wollte niemandem vorschreiben, wie er über diese wichtige Dimension seines Lebens zu denken hätte. Überhaupt ging es mir nicht darum, recht zu haben. Das Buch ist in der Tonlage des gedanklichen Ausprobierens geschrieben. Nicht beweisen wollte ich, sondern sichtbar und verstehbar machen. Es ging um Vergegenwärtigung von vertrauten Erfahrungen. Sie wollte ich so reich und so genau wie möglich zur Sprache bringen. Es kam darauf an, über konkrete Menschen in konkreten Situationen zu sprechen, um in einem letzten Schritt dann zu abstrakteren Beschreibungen zu gelangen. Man kann sich dabei leicht verlaufen und in verquere Überlegungen

verstricken. Ich habe versucht, dieses Bewußtsein für den Leser wachzuhalten. Und noch eine andere Art von kritischer Distanz findet sich an manchen Stellen: Sind wir sicher, frage ich mich dort, daß etwas eine echte Erfahrung ist und nicht nur eine Wortspiegelung, eine sprachliche Fata Morgana? Etwas, was wir uns bloß einreden? Der Zweifel, wie ein Irrlicht, ist nie ganz zu bändigen.

Sind andere begriffliche Geschichten als die meine denkbar? Vielleicht im Rahmen anderer Kulturen? Es würde mich überraschen, wenn es eine gäbe, die wirklich *ganz* anders wäre: eine, in der *nichts* von dem vorkäme, was hier vorkommt, sondern eine Reihe vollständig anderer Erfahrungen. Aber es könnte Varianten geben: andere Akzente, andere Bewertungen, auch andere Verknüpfungen von Themen, die ich nicht gesehen habe, und Zweifel an Verknüpfungen, die ich als gegeben betrachtet habe.

Die Erfahrung des Schreibens war die Erfahrung einer Gedankenbewegung, die unabgeschlossen und fortsetzbar blieb. Wenn ich Glück habe, überträgt sich diese Offenheit auch auf die Erfahrung des Lesers, der eigenes Erleben aufruft und das, was er liest, daran mißt. Mein Ziel beim Komponieren des Texts war, den Leser in meine Gedankengänge zu verwickeln und ihn zum Komplizen zu machen im leidenschaftlichen Versuch, Klarheit zu gewinnen. Ich wünschte mir, der Leser würde nicht nur von den Gedanken selbst, sondern auch von der Melodie dieses Nachdenkens mitgenommen und verführt.

»Nichts von dem, was ich gelesen habe, war mir wirklich neu. Vieles habe ich wiedererkannt. Aber ich bin froh, daß einer es in Worte gefaßt und im Zusammenhang dargestellt hat. Und froh bin ich auch, daß er nicht verschweigt, wie vieles an den Rändern der Gedanken unklar und unsicher bleibt.«

Wenn es Leser geben sollte, die mir so etwas sagen, dann würde ich denken: Ich hab's richtig gemacht.

# 1.

## Würde als Selbständigkeit

Wir wollen über unser Leben selbst bestimmen. Wir wollen selbst entscheiden können, was wir tun und lassen. Wir möchten nicht von der Macht und dem Willen anderer abhängig sein. Wir möchten nicht auf andere angewiesen sein. Wir möchten unabhängig und selbständig sein. All diese Worte beschreiben ein elementares Bedürfnis – eines, das wir aus unserem Leben nicht wegdenken können. Es mag Zeiten geben, in denen dieses Bedürfnis durchkreuzt wird, und diese Zeiten können lang sein. Doch das Bedürfnis bleibt. Es ist der innere Kompaß unseres Lebens. Viele Erfahrungen, die ein Mensch mit seiner Würde macht, entspringen diesem Bedürfnis. Situationen der Unselbständigkeit, der Abhängigkeit und der Ohnmacht sind Situationen, in denen wir das Gefühl haben, daß unsere Würde verlorengelht. Dann tun wir alles, um die Abhängigkeit und Ohnmacht zu überwinden und die verlorene Selbständigkeit zurückzugewinnen. Denn wir sind sicher: Darin liegt die Würde begründet.

Doch so einfach und klar die Worte auch klingen, mit denen wir diese Selbständigkeit erläutern und beschwören: Die Erfahrung, um die es geht, ist alles andere als einfach und klar. Auch ist sie keine einheitliche Erfahrung, keine Erfahrung aus einem Guß. Selbständig sein – das kann sehr

vieles und sehr Verschiedenes bedeuten. Wenn wir die Idee der menschlichen Würde ausloten wollen, indem wir die Lebensform nachzeichnen, von der sie handelt, müssen wir uns die Vielfalt von Erfahrungen vergegenwärtigen, die sich hinter den einfachen, suggestiven Worten verbirgt. Wir sind nicht allein und können nicht alles allein machen. Wir hängen auf vielfältige Weise von anderen ab und sie von uns. Wir sind auf sie angewiesen. Was davon schafft natürliche menschliche Beziehungen, ohne die wir nicht sein möchten? Und was davon erleben wir als Abhängigkeit, die unsere Würde bedroht?

### ***Ein Subjekt sein***

Um dieser Frage gewachsen zu sein, brauchen wir eine begriffliche Geschichte, die uns in Erinnerung bringt, was für Wesen wir sind, welche Art von Selbständigkeit wir anstreben und warum sie so wichtig für uns ist. Es muß eine Geschichte darüber sein, was es bedeutet, ein *Subjekt* zu sein. Welche Fähigkeiten führen dazu, daß wir uns als Subjekte erleben - im Unterschied zu Objekten, Gegenständen, Dingen oder bloßen Körpern?

Jeder von uns ist ein *Zentrum des Erlebens*. Es ist irgendwie, es fühlt sich auf bestimmte Weise an, ein Mensch zu sein. Menschen sind körperliche Wesen mit einer Innenperspektive, einer Innenwelt. Sie hat mehrere Dimensionen. Die einfachste ist diejenige des körperlichen Empfindens. Dazu gehören das Gespür für die Lage des Körpers und seine Bewegungen, aber auch die typischen

körperlichen Empfindungen wie Begierde, Lust und Schmerz, Hitze und Kälte, Schwindel und Ekel, Leichtigkeit und Schwere. Hinzu kommen die Erfahrungen, die wir mit den Sinnen machen: was wir sehen, hören, riechen, schmecken und tasten. Eine weitere Schicht des Erlebens bilden die Gefühle: Freude und Angst etwa, oder Neid und Eifersucht, Trauer und Melancholie. Eng verwoben damit ist das Muster unserer Wünsche: In dem, was wir wünschen, kommt zum Ausdruck, was wir fühlen. Und unsere Wünsche sind ablesbar an dem, was wir uns vorstellen: an unserer Phantasie und unseren Tagträumen. Dieses gesamte Erleben hat eine zeitliche Dimension: Es ist eingebettet in Erinnerungen und in einen Entwurf für das zukünftige Leben mit seinen Hoffnungen und Erwartungen. Aus alledem entwickelt sich das gedankliche Bild, das wir uns von der Welt machen: das, was wir darüber denken und glauben, was wir für wahr und falsch halten, für begründet und unbegründet, für vernünftig und unvernünftig.

Das also ist das eine, was es heißt, ein Subjekt zu sein: in diesem Sinne ein Zentrum des Erlebens zu sein, oder, wie man auch sagen kann: ein Wesen mit *Bewußtsein*. Aus diesem Erleben heraus entsteht unser Verhalten. Es gibt unwillkürliches Verhalten, das bloße Bewegung ist: ein Zucken, ein Krampf, ein Lidschlag. Es kann eine erlebte Innenseite haben und also gespürtes Verhalten sein, aber es *entspringt* nicht diesem Erleben und ist nicht sein *Ausdruck*. Erst wenn ein Verhalten Ausdruck eines Erlebens ist, ist es eine *Handlung*. Was an Erleben hinter

der Handlung steht und sich in ihr äußert, sind die *Motive* für die Handlung: Ich tue etwas, weil ich etwas fühle und wünsche, weil ich mich an etwas erinnere und mir etwas vorstelle, weil ich etwas überlegt habe und glaube. Wenn es so ist, dann bin ich der *Urheber* meines Verhaltens, ich bin ein *Täter*, der sein Tun aus seinem Erleben heraus entwickelt. Und die Motive, die mich leiten, geben meiner Handlung ihren *Sinn*.

Wir können die Motive unseres Tuns zur Sprache bringen. Wir können Worte für unser Erleben finden und sagen, aus welchen Gedanken, Wünschen und Gefühlen heraus wir handeln. Auf diese Weise können wir uns in unserem Tun *verständlich* machen, sowohl für die anderen als auch für uns selbst. Wir können Geschichten über unsere Motive erzählen, die von einzelnen Handlungen oder längeren Abschnitten unseres Tuns handeln. Wir sind Wesen, die ihr Leben in diesem Sinne erzählen können. Ein Subjekt, könnte man sagen, ist ein Zentrum erzählerischer Schwerkraft: Wir sind diejenigen, von denen unsere Motivgeschichten handeln. Es sind Erinnerungsgeschichten, Geschichten über gegenwärtiges Erleben und Geschichten über das, was wir uns als unsere Zukunft vorstellen. Geschichten darüber, wo wir herkommen, wie wir wurden, was wir sind, und was wir vorhaben. In solchen Geschichten entsteht ein *Selbstbild*: ein Bild davon, wie wir uns selbst sehen.

Zu unserer Erfahrung als Subjekte gehört die Entdeckung, daß es in einem Leben viel mehr an

Gedanken, Gefühlen, Phantasien und Wünschen gibt, als die äußere Biographie zeigt. Und auch, als die innere, bewußte Biographie zeigt. Mit der Zeit lernen wir, daß es eine Dimension von Motiven für unser Tun gibt, die im dunkeln liegen, und daß es im Leben eines Subjekts darum gehen kann, sich dieser Motive bewußt zu werden. Nicht, daß Subjekte unablässig damit beschäftigt sein müßten. Auch kann es gute Gründe geben, einiges im dunkeln zu lassen, sogar für immer. Aber es kennzeichnet ein Subjekt, daß es von der Existenz unbewußter, verborgener Motive weiß und von der Möglichkeit, den Radius der Selbsterkenntnis nach innen zu vergrößern.

Das Selbstbild, das wir als Subjekte haben, ist nicht nur ein Bild davon, wie wir *sind*, sondern auch eine Vorstellung davon, wie wir sein *möchten* und sein *sollten*. Zu unseren Fähigkeiten als Subjekten gehört das Vermögen, uns selbst bewertend zum Thema zu machen und uns zu fragen, ob wir mit unserem Tun und Erleben zufrieden sind: ob wir es gutheißen oder verwerfen. Es gehört zur Natur eines Subjekts, daß es einen Konflikt erleben kann zwischen dem, was es ist, und dem, was es sein möchte, und daß es an sich scheitern kann. Ein Subjekt ist deshalb ein Wesen, das der inneren *Zensur* fähig ist: fähig, sich Handlungen, aber auch schon Gedanken, Wünsche, Gefühle und Phantasien zu *verbieten*. Kraft dieser Fähigkeit ist es ein Wesen, das sich etwas *vorwerfen* kann. Subjekte können im inneren Zwist mit sich leben, und sie können sich fragen, ob sie

sich für das, was sie tun und erleben, *achten* können oder *verachten* müssen.

Es kennzeichnet ein Subjekt, daß es sich auf diese Weise in Frage stellen kann, statt wie ein Getriebener nur vor sich hin zu leben. Und es bleibt nicht bei der Frage stehen. Subjekte können sich nicht nur fragend um sich kümmern, sondern auch planvoll Einfluß auf sich nehmen und sich in ihrem Tun und Erleben in eine gewünschte Richtung *verändern*. Weil wir nicht nur das Opfer eines blind dahinfließenden Erlebens sind, sondern uns aus einer reflektierenden Distanz heraus beurteilen können, ist es uns möglich, eine neue Art des Denkens, Wünschens und Fühlens ins Auge zu fassen und Schritte zu einer solchen Veränderung zu unternehmen. Dann machen wir etwas *mit uns* und *für uns*. Man könnte sagen: Wir arbeiten an unserer seelischen *Identität*.

Jetzt verfügen wir über ein erstes, noch skizzenhaftes Bild davon, was es heißt, ein Subjekt zu sein. Dieses Bild wird im Laufe des Buches immer detaillierter, reicher und dichter werden. Die Erfahrungen, die wir mit unserer Würde machen, sind aufs engste verknüpft mit den Erfahrungen, die wir mit uns als Subjekten machen. Wenn unsere Würde in Gefahr ist, dann liegt es oft daran, daß unser Leben als Subjekt in Gefahr ist. Wenn wir den einzelnen Bedrohungen und Verteidigungen unserer Würde nachspüren, so werden wir ganz von selbst immer tiefer in die Erfahrungen eindringen, die zu uns als Subjekten gehören.

## ***Ein Selbstzweck sein***

Als Subjekte wollen wir nicht bloß *benutzt* werden. Wir wollen nicht bloßes *Mittel* zu einem Zweck sein, den andere setzen und der ihr Zweck ist und nicht der unsere. Wir wollen, könnte man sagen, als Zweck an sich oder Zweck in sich selbst, als *Selbstzweck*, betrachtet und behandelt werden. Wenn man uns nicht so behandelt, ist das nicht nur unangenehm. Es ist viel mehr: Wir fühlen uns als Subjekte mißachtet oder sogar vernichtet. Wenn das geschieht, so erleben wir es als den Versuch, uns die Würde zu nehmen. In dem Maße, in dem unsere Würde davon abhängt, wie andere uns behandeln, ist sie in der Erwartung, dem Anspruch und dem Recht begründet, nicht bloß als Mittel zu einem Zweck benutzt, sondern als Selbstzweck behandelt zu werden.

Auf einer Reise kam ich an einem Jahrmarkt vorbei und sah dort etwas, was ich nicht für möglich gehalten hätte: einen Wettbewerb im Werfen von Zwergen. Ein kräftiger Mann packte einen der kleingewachsenen Menschen und schleuderte ihn so weit wie möglich auf eine weiche, federnde Matte. Der Geworfene trug eine gepolsterte Schutzkleidung mit Griffen und einen Helm. Die gaffende Menge klatschte und johlte bei jedem Wurf. Der weiteste Wurf war fast vier Meter. Ich erfuhr, daß der Geworfene bei der Weltmeisterschaft im Zwergenwerfen dabeigewesen war. Denn das hatte es tatsächlich gegeben: eine Weltmeisterschaft im Schleudern von Menschen. Nach der Rückkehr entdeckte ich, daß diese Sache Gerichte auf

höchster Ebene beschäftigt hatte. In Frankreich hatte der *Conseil d'Etat* die Praxis des Zwergenwurfs verboten, und die Kommission für Menschenrechte der UNO hatte eine Klage gegen diese Entscheidung abgewiesen. Die Begründung hatte in beiden Fällen gelautet: Es gilt, die Würde des Menschen zu schützen.

Das war auch meine spontane Reaktion auf dem Jahrmarkt gewesen: Das kann man mit einem Menschen nicht machen, es verstößt gegen seine Würde. »Ist das nicht toll?«, hatte der Mann neben mir bei einem besonders weiten Wurf ausgerufen. »Abstoßend«, hatte ich gesagt, »unerträglich!« »Aber warum denn«, hatte der Mann gereizt zurückgegeben, »niemand hat ihn dazu gezwungen, er bekommt Geld dafür, und es ist ein Riesenspaß!« »Es verletzt seine *Würde!*«, hatte ich wütend gesagt. Es war sonderbar gewesen, das feierliche Wort mitten in der johlenden Menge auszusprechen – ein bißchen, wie wenn man in den Fluten auftaucht und nach Luft schnappt. »Blödsinn«, hatte der Mann gesagt und sich zum Gehen gewandt, »was soll das denn sein: *Würde?*«

Zwergenwerfen ist wie Kugelstoßen oder Hammerwerfen: Es werden Körper geworfen, und es kommt darauf an, sie möglichst weit zu werfen. Es geht bei der Kugel und dem Hammer nur darum, daß sie Körper sind – Gegenstände, die eine Masse und ein Gewicht haben. So ist es auch beim geworfenen Zwerg: Er wird als bloßer Körper behandelt, als *Ding*. Im Moment des Werfens spielt alles andere keine Rolle: daß er ein Lebewesen ist, das sich

auch selbständig bewegen kann; daß er ein Körper mit einem Erleben ist, für den es sich auf bestimmte Weise anfühlt, gepackt und geworfen zu werden; daß es dabei Gefühle in ihm gibt wie Ohnmacht, Abneigung oder Angst; daß er Wünsche hat wie den, es möge bald vorbei sein; daß er sich Gedanken macht über die johlende Menge, über die ganze Art der Veranstaltung und über sein Geschick als kleingewachsener Mensch. All das wird von den Werfern und vom Publikum ausgeblendet. Es interessiert nicht, wird gleichsam vergessen. Und nun hat man eine erste Erklärung für die Empörung, die man bei der Veranstaltung empfinden kann: Dem geworfenen Menschen wird die Würde genommen, weil außer Acht gelassen wird, daß er auch ein *Subjekt* ist. Dadurch wird er auf einen bloßen Gegenstand, auf ein Ding, reduziert, und in dieser Verdinglichung liegt der Verlust der Würde.

Doch diese Erklärung genügt nicht. Wenn in einem Kino Feuer ausbricht, werden sich alle rücksichtslos einen Weg zum Ausgang bahnen. Sie werden andere Besucher zur Seite stoßen, umwerfen und treten. Sie werden mit ihnen dasselbe tun wie mit Gegenständen, die im Weg stehen: die Masse aus dem Weg räumen. Bei einer Massenpanik interessiert es den Einzelnen nicht mehr, daß die anderen auch erlebende Subjekte sind wie er. Das ist grausam, aber es ist nicht die Grausamkeit der gestohlenen Würde. Wenn dabei ein Großer einen Kleinen packt und wie einen Gegenstand wegschleudert, um Platz zu schaffen, ist es

anders als beim Zwergenwurf auf dem Jahrmarkt.  
Inwiefern?

Es gibt einen Unterschied in der *Situation*, dem ein Unterschied im *Motiv* entspricht. Das Motiv des Flüchtenden ist blanke Panik, die nur noch für den einen Gedanken Raum läßt: *raus!* Die Grausamkeit, die die anderen auf körperliche Hindernisse reduziert, ist nicht überlegt und planvoll, es ist die blinde Grausamkeit des Überlebenswillens. »Was sollte ich machen, es ging um mein Leben!«, wird der Große sagen, der zuerst einen Stuhl und dann einen Menschen gepackt und weggeschleudert hatte. Auf dem Jahrmarkt gibt es keine solche Entschuldigung. Dort werden Menschen zum bloßen Vergnügen geschleudert. Und wenn man es so ausdrückt, wird noch etwas anderes deutlich, was die Situation zu einer entwürdigenden Situation macht: Das Vergnügen der gaffenden und grölenden Zuschauer *besteht darin*, daß sie erleben, wie ein Mensch zum bloßen Ding gemacht wird. Sie vergessen keinen Moment, daß der geworfene Gegenstand ein Mensch ist, ein Lebewesen und Zentrum des Erlebens, wie sie es selbst auch sind. Vergäßen sie es, verflöge der ganze Spaß. Daß dem zum Vergnügen geschleuderten Menschen die Würde genommen wird, heißt also: Einer, von dem klar ist, daß er ein Subjekt ist, wird ohne Not und planvoll wie ein bloßes Objekt, ein Ding, behandelt. Das ist das eine, was die Richter, die die Veranstaltung verboten, verhindern wollten.

Das andere, um das es ihnen ging, war, daß der geworfene Zwerg zu einem *Spielzeug* gemacht wird. Er ist ein Ding, mit dem man das Spiel des Werfens spielt und den Wettbewerb des Weitwurfs veranstaltet. Er wird als Mittel, als Instrument zu diesem Zweck betrachtet und benutzt. Während der Veranstaltung ist er *nur* ein Spielzeug, *nur* ein Mittel zum Zweck des Wettbewerbs und der Belustigung der Zuschauer. Er selbst als einer, der die Situation auch *erlebt*, kommt in dem Spiel gar nicht vor. Seine Perspektive, seine Sicht der Dinge, wird behandelt, als gäbe es sie gar nicht. Das geschieht auch dann, wenn Menschen als Schutzschilde oder wandelnde Bomben mißbraucht werden: Sie sind, wie der geworfene Zwerg, auf Körper reduziert, die zu einem Zweck eingesetzt werden. Zwar fehlt hier das Element des Spiels, des Spektakels und der Belustigung. Aber das Entscheidende ist beiden Fällen gemeinsam: Es werden Menschen ausschließlich als Mittel zu einem Zweck eingesetzt.

Was die Richter vor Augen hatten, war ein Verständnis von Würde, das besagt: Menschen, auch wenn wir sie vielfältig als Mittel und Instrument betrachten und einsetzen, um einen Zweck zu erreichen, dürfen nicht auf diesen Zweck, diese Funktion *reduziert* werden, weder in der Betrachtung noch in der Behandlung. Auch wenn wir ein zweckgerichtetes, funktionales Verhältnis zu ihnen haben: Das darf nicht das *einzig*e Verhältnis sein, das uns leitet. Es darf, soll ihre Würde gewahrt bleiben, nicht vergessen werden, daß es am Ende auch um die

Betreffenden *selbst* geht. Es ist, dachten die Richter, genau das, was uns am Zwergengewurf verstört und empört: Indem hier ein Mensch als Wurfgeschosß und bloßes Spielzeug benutzt wird, so daß es in keiner Weise mehr um ihn selbst geht, wird ihm der kostbarste Status genommen, den es gibt: der Status als Selbstzweck.

Auch Soldaten im Krieg stiehlt man die Würde in diesem Verständnis der Idee. Man schickt sie selbst dann an die Front, wenn man weiß, daß sie nichts weiter sein werden als Kanonenfutter – Kugelfänge, die laufen, fallen und sterben, damit die anderen aus den hinteren Reihen besser angreifen können. Jakob von Gunten in Robert Walsers gleichnamigem Roman stellt sich vor, wie es wäre, als Soldat unter Napoleon nach Rußland zu marschieren: »Ich wäre nur noch der kleine Bestandteil an der Maschine einer großen Unternehmung, kein Mensch mehr. Ich wüßte nichts mehr von Eltern, nichts von Verwandten, Liedern, persönlichen Qualen oder Hoffnungen, nichts vom heimatlichen Sinn und Zauber mehr. Die soldatische Zucht und Geduld würde mich zu einem festen, undurchdringlichen, fast ganz inhaltlosen Körper-Klumpen gemacht haben.«

### ***Schlachthöfe***

Ein Besuch in einem Schlachthof ist verstörend. Warum? Es gibt Ströme von Blut und Exkrementen, es gibt Gestank und das angstvolle Geschrei der Tiere, das man lange nicht vergißt. Ein Schlachthof ist eine Fabrik des Todes.

Tausende von Tieren werden hereingekarrt, um maschinell getötet und danach in der Fleischfabrik zu Fleischportionen verarbeitet zu werden. Jedes dieser Tiere ist, außer daß es ein lebendiger Organismus ist, auch ein Zentrum des Erlebens: Es spürt seine Bewegungen, empfindet Hunger, Durst und Schmerz, erlebt Lust und Angst. Sein Erleben ist einfacher als das unsere, aber es ist Erleben, und in diesem Sinne ist ein solches Tier ein Subjekt. Und nun wird es einfach getötet, weil wir es essen wollen. Schon dieser Gedanke ist beklemmend. »Tiere fressen einander doch auch auf!« Aber sie errichten keine Tötungsfabriken mit Tötungsmaschinen, die darauf ausgelegt sind, möglichst viele Tiere in möglichst kurzer Zeit hinzurichten. Die Tiere in möglichst großer Zahl in möglichst kurzer Zeit in verkaufbare Fleischportionen zu verwandeln.

Was uns verstört, ist nicht allein das Töten. Es ist der Gedanke, daß die Tiere, die hier enden, *von vornherein* nur gezüchtet, gefüttert und gepflegt werden, um hier getötet und in eine Ware verwandelt zu werden. Es ist die Tatsache, daß diese Tiere, die oft zusammengepfercht in einer künstlichen Umgebung aufwachsen, keinen Moment ihres Lebens so behandelt werden, als ginge es auch um sie selbst - um ihr Leben und ihre Bedürfnisse. Sie sind von ihrer Zeugung bis zu ihrem Tod nie etwas anderes als Vorstufen zur eßbaren Ware im Supermarkt. Es sind gefütterte Dinge zum Zweck unserer Ernährung. Nichts an der Art, wie sie behandelt werden, läßt ihnen die Chance, als Selbstzweck zu leben - so, wie wir es Haustieren